

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1844**

74 (12.12.1844)

# Karlsruher Beobachter.

Beiblatt zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 74.

Donnerstag den 12. Dezember

1844.

## Der Verein zur Verbreitung guter Volkschriften in Baden.

Der Verein zur Verbreitung guter Volkschriften in Baden hielt am Vorabende des allen Badnern ewig dankwürdigen, gesegneten 22. Novembers in dem hiesigen Rathhause seine zweite allgemeine Versammlung, in welcher die Statuten berathen und in folgender Fassung definitiv angenommen wurden: „§. 1. Der Volkschriftenverein in Baden hat den Zweck, gute Volkschriften möglichst wohlfeil und in weiten Kreisen zu verbreiten. §. 2. Diesen Zweck sucht der Verein durch folgende Mittel zu erreichen: a) Er kauft schon vorhandene gute Volkschriften in Masse auf, um dadurch vom Verleger einen niedrigeren Preis zu erhalten; b) er veranstaltet die Wiederauflage älterer und die Herausgabe neuer Schriften auf eigene Rechnung; c) er verkauft diese Schriften durch Geschäftsfreunde überall im Lande, um einen so niedrigen Preis, als die Mittel des Vereins es gestatten. §. 3. Wer sich als Mitglied des Vereins einschreiben läßt, bezahlt einen jährlichen beliebigen Beitrag, jedoch nicht unter 12 kr. Wer austreten will, muß die fernere Leistung seines Beitrages ein halbes Jahr vor dem Abschluß des Rechnungsjahres aufkündigen. §. 4. Die einzelnen Mitglieder erhalten die Hälfte ihres Beitrages, Lesevereine aber ihren Gesamtbeitrag durch Vereinschriften ersetzt. §. 5. Die Geschäfte des Vereins werden durch einen Ausschuss besorgt, welcher aus acht Mitgliedern und einem Kassier besteht. Die Ausschussmitglieder werden durch die Generalversammlung so gewählt, daß der Ausschuss immer aus Mitgliedern aller kirchlichen Konfessionen, welchen die Vereinsmitglieder angehören, besteht. Alle zwei Jahre wird der Ausschuss zur Hälfte erneuert. Die Ausschussmitglieder wählen aus ihrer Mitte einen Vorstand, und aus der Zahl der übrigen Vereinsmitglieder einen Kassier, welcher an allen Beratungen des Ausschusses Theil nimmt und dabei stimmberechtigt ist. §. 6. Die Ausschussmitglieder besorgen die Geschäfte unentgeltlich, erhalten aber eine Vergütung ihrer unvermeidlichen Ausgaben. Der Kassier erhält einen angemessenen Gehalt.

§. 7. Der Ausschuss wählt die zu verarbeitenden Schriften aus, schließt mit den Verlegern oder Verfassern Verträge ab und bestimmt den Verkaufspreis der Vereinschriften.

§. 8. Alle zwei Jahre findet eine Generalversammlung der Vereinsmitglieder Statt, wozu dieselben in öffentlichen Blättern zeitig eingeladen werden. Diese Generalversammlung vernimmt und prüft den Rechenschaftsbericht des Ausschusses, vollzieht die Wahlen, revidirt und ändert die Statuten, letzteres jedoch nur mit zwei Drittheilen der Stimmenden und trifft alle Anordnungen, welche ausserhalb des Geschäftskreises des Ausschusses liegen.“ — Mit diesen wenigen Statuten glaubt der Verein hinlänglich seine Grundlage festgestellt zu haben, indem er der Ansicht ist, daß Satzungen an sich überall wenig fruchten und nur durch die Menschen, die sie handhaben, Geist und Leben erhalten. Zu Mitgliedern des Ausschusses wurden durch Stimmenmehrheit gewählt: Dr. Beck, Oberkirchenrath in Karlsruhe; Bielefeld, Buchhändler in Karlsruhe; Bingner, Kanzleirath in Karlsruhe; Hermann, Seminardirektor in Eutingen; Holzmann, Professor in Karlsruhe; Knittel, Buchhändler in Karlsruhe; Pellissier, Professor in Karlsruhe; Zittel, Pfarrer in Bahlingen. Die Freunde dieser Sache, deren Wichtigkeit wohl nur dort mißkannt werden kann, wo die wirklichen Bedürfnisse unserer Zeit nach dem Standpunkte ihrer Bildung in rechter Weise zu befriedigen es an Einsicht, oder an Kraft und Willen fehlt, werden ersucht, ihre Beitrittserklärungen entweder unter der Adresse: „An den badischen Volkschriftenverein zu Karlsruhe“, oder durch eines der genannten Ausschussmitglieder machen zu wollen.

(R. 3.)

## Achtzehn Jahr — weisses Haar.

(Novellette.)

Nach zweijähriger Abwesenheit sah ich sie zum erstenmale im Theater wieder. War es ihre Schönheit, die Aller Augen anzog? Die Blicke des ganzen Parterres schienen auf ihre Loge gerichtet; ich allein wagte nicht aufzublicken. Nur allmählig faßte ich Muth;

mein Auge traf sie, aber entsetzt fuhr ich zurück. Jetzt war mir das Aussehen, welches ihr Eintritt erregt, erklärlich; eine Fieberfalte durchriefelte meinen Körper, meine Knie zitterten.

„Arme, unglückliche Henriette!“ sprach ich leise und meine Zähne bissen krampfhaft meine Lippen. — Einer meiner Nachbarn zupfte mich am Ärmel. — „Bemerken Sie das Mädchen in der Loge dort?“ flüsterte er; „ist es nicht befremdend, daß ein so junges Geschöpf bereits weißes Haar hat?“ — „Sie hat so schöne schwarze Augen,“ sagte ein Anderer. „Zammerschade!“ — „Wenn ein Romantiker unter uns wäre,“ äußerte ein Dritter, „diese hübsche Mißgeburt gäbe Stoff zu einer interessanten Ballade, so à la Heine, wo man nicht weiß, ob man weinen oder lachen soll. Junge Augen und greises Haar, Verlangen und Abgelebtheit, ein hübsches Bild unserer Literatur!“ — Ich hätte den Gefen durchbohren mögen.

Endlich ging der Vorhang in die Höhe. Wer sagt mir, was auf der Scene vorging? Ich weiß es nicht. Die Menge lachte; mir zog der Schmerz die Brust zusammen, ich hätte hinausstürzen mögen, aber eine unwiderstehliche Gewalt fesselte mich an den Ort, wo mein Opfer sich befand; der Schweiß stand mir auf der Stirne, aber ich blieb. — Der Zwischenakt trat ein; meine Nachbarn begannen ihre Unterhaltung wieder, man sprach abermals von dem jungen Mädchen mit dem weißen Haar.

„Ich wette,“ sagte der Eine, „diesem armen Fräulein ist einft Nachts auf einem einsamen Spaziergang ein Gespenst in den Weg getreten. Haben Sie die Seherin von Prevost gelesen? Glauben Sie mir, dieser Kerner —“ — „Ist ein Poet und ein — Schwabe!“ erwiderte ein Anderer; „es gibt keine Gespenster und keine Seherinnen; ich bin Arzt und will Ihnen erklären, wie es kommt, daß die Natur gewisser Haare —“ — „Ah, Sie wollen uns die Sache wissenschaftlich auseinandersetzen!“ unterbrach ihn ein Dritter. „Geben Sie Acht, ihre Medizin könnte dabei den Kürzern ziehen. Es ist unmöglich, daß der Haarwuchs eines jungen Mädchens sich weiß färbe ohne eine außerordentliche Ursache. Sicher hat dieses lebenswürdige Schlachtopfer eine heftige Erschütterung erlitten.“ — „Ihr Mann ist vielleicht in ihren Armen ermordet worden.“ — „Oder ihr Kind entschlüpfte im Augenblicke, wo sie am Fenster mit ihm spielte, ihren Händen, stürzte hoch herab und zerschmetterte sich das Köpfchen auf dem Steinpflaster.“ — „Um Verzeihung, meine Herrn, ich glaube, Ihren Auslegungen fehlt aller Grund. Sehen Sie nicht, daß dieses reizende Geschöpf, weder Mutter, noch überhaupt eine verheirathete Frau sein kann? Man erkennt so was auf den ersten Blick. Wie alt kann die arme Kleine sein? sechzehn Jahre.“ — „Achtzehn Jahre,“ rief ich, mich selbst vergessend. — „Kennen Sie sie?“ fragte jener. Ich schwieg. „Es ist klar,“ fuhr er fort, „und Jedermann, der nur einige Kenntniß von der Gewalt der Leidenschaft hat, wird mit mir der Ansicht sein, daß dieses junge Mädchen seine weißen Haare einzig und allein einem heftigen Liebeskummer zu danken hat.“

In der vollen Aufregung der Verzweiflung ergriff ich die Hand des Sprechenden: „Nicht weiter, mein Herr! nicht ein Wort mehr! Ja, ich bin ein Bösewicht, ein Gewissenloser!“ — Ich weiß nicht, was man von diesem Ausbruche meines Schmerzes gedacht hätte; von diesem Ausrufe, den die Erinnerung an mein entsetzliches Verbrechen mir auspreßte; aber glücklicherweise ließ in diesem Augenblicke das Orchester seine Donner los, all das Geschmetter, mit welchem uns die moderne Musik beschenkt, und der Vorhang ging wieder in die Höhe. Aber welches Drama hätte man wohl spielen können, das reicher an Liebe, Aufopferung, Treue und Verrath gewesen wäre, als das, welches ich jetzt in meiner Erinnerung durchlebte! Ich rief mir alle die Scenen in's Gedächtniß, wo sie ihr schönes, weiches Herz mir aufgethan, wo ich ge-

schworen, ewig ihr anzugehören — ihr, die ich dann auf so schmachliche Art vergessen und verlassen! Ich sah, daß ich ihr Leben vergiftet, daß diese Henriette, die ich so blühend, so ruhig verlassen, nun mit weißem Haar und gebrochenem Herzen dem Grabe zuwankte. Elender! rief ich mir zu, steht es denn in deiner Gewalt, es wieder gut zu machen? — Ein Gedanke durchzuckte mich: vielleicht macht deine Reue Alles wieder gut. Die Gewalt der Liebe ist allmächtig, vielleicht —

Ich verließ rasch den Saal; das Schauspiel schien seinem Ende nahe. Da faßte mich eine Hand; ich blickte auf. — „Adolf!“ rief ich. — „Felix, du wieder hier?“ Wir lagen einander in den Armen. — „Wie blaß du aussiehst!“ sagte Adolf. — „Hast du sie gesehen?“ fragte ich. — „Wen?“ — „Henrietten.“ — Ich komme eben von ihr; nicht wahr, die ist verändert?“ — „Schweig!“ rief ich zitternd, „ich bin ein Ungeheuer!“ — „Was!“ sagte er lachend, „wärest du der Spitzbube? der Charlatan?“ — „Charlatan?“ — „Weißt du denn nicht das Unglück? Vor ungefähr einem Monat kaufte Henriette von einem herumziehenden Pomadehändler eine Substanz, welche den Haarwuchs befördern sollte. Kaum hat sie sich einigemal ihre Haare damit bestrichen, als diese ihre Farbe verloren und allmählig grau zu werden begannen.“

„Pomade! nicht unglückliche Liebe!“ fragte ich und das Wort erstarb auf meinem Munde. — „Unglückliche Liebe? Gott sei Dank! wir leben seit achtzehn Monaten selig und zufrieden mit einander. Ob meine Frau weiße oder schwarze Haare bekommt, die Farbe unserer Liebe wechselt darum nicht.“ — „Deine Frau? Achtzehn Monate?“ — „Wundert dich das? Du wirst ja ganz roth — Ah ja, ich erinnere mich, meine Frau hat mir so was erzählt —“ — „O Weiber, Weiber!“ — „Dahaha!“

### Die Geige von Amati.

Bei dem Marquis \*\*\* in Paris, der ein großer Musikfreund und Instrumentensammler ist, erschien unlängst ein Musikhändler und trug ihm eine echte Geige von Amati zum Verkaufe an. Der Marquis ließ die Geige von mehreren Violinspielern prüfen, und nach befundener Aechtheit wurde der Preis von 5000 Fres. gezahlt. Die Geige wurde nun nummerirt, sie prangte unter andern Cabinetsstücken im Instrumentensaal, und man kann sich denken, daß der Marquis sogleich in Entzücken gerieth, wenn er selbst oder sonst Jemand die Geige mit dem Bogen berührte. Natürlich führte der Marquis jeden Künstler, der sich ihm vorstellte, in seinen Concertsaal, und da jeder vorzüglich fand, was der Herr vom Hause lobte, so sah unser Beschützer den Himmel voller Geigen.

Der Marquis befand sich noch in den Glitterwochen seiner Vermählung mit der Tochter Amati's, als seine Freude plötzlich gestört wurde. Als er eines Morgens mit der schönen Amati tändelte, trat sein Neffe und einziger Erbe ein und stellte dem lieben Onkel die dringende Nothwendigkeit eines neuen Reitpferdes vor. Der Onkel war zu vertieft, er hörte nicht oder wollte nicht hören.

„Ein herrlicher Goldsuchs, lieber Onkel, fünfzehn Faust hoch.“  
 „Höre zu, mein Junge, bewundere die Fülle dieses Tones.“  
 „Sie sollten ihn traben sehen.“  
 „Ich fühle eine besondere Geläufigkeit in meinen Fingern, wenn ich diese Geige in die Hand nehme.“  
 „Und kostet bloß 5000 Francs!“

„Wie? 5000 Francs für ein Reitpferd! lieber kaufe ich noch eine Geige von Amati.“

Und somit wurde die Bitte rein abgeschlagen. Der liebe Nefse wollte aber durchaus ein Reitpferd besitzen und erfann folgend List. Er kaufte in der rue du Temple eine alte Violine mit einem Pferdekopfe am Ende des Halses, ganz ähnlich der Amati'schen Geige, für einige Franken, numerirte sie wie den Liebling seines Onkels, hängte sie an die Stelle der ächten Geige und verkaufte diese. Für die erhaltene Summe wurde der Goldfuchs angeschafft; der Nefse reitet nun alle Tage ins Boulogner Wäldchen und der Onkel windet sich noch immer vor Entzücken bei den Tönen der Pseudo-Amati, als wenn es die ächte wäre. — Der Nefse ist nun Musikfreund geworden und wünscht, daß der Onkel recht viele edle Geigen kaufen möge.

### Verschiedenes.

— Mannheim, den 9. Dezember. Im Augenblick bietet unser Rheinhafen ein sehr überraschendes Bild dar. Der ungewöhnlich früh eingetretene Frost gebot den Schiffen, einen sicheren Ueberwinterungsaufenthalt zu gewinnen, und so geschah es, daß über hundert große und kleine Fahrzeuge in unserm Hafen vor Anker liegen.

Es befinden sich unter dieser Zahl, die zwei stattlichen Dampfschleppboote „Stadt Mannheim“ Nr. 1 und 2, vier kölnische Dampfschiffe, zwanzig bis fünfundzwanzig große Rheinschiffe. Viele Mührer Kohlen- und Nektarschiffe.

Ferner haben wegen dem Eisgang in unserm Hafen Schutz gesucht: Die Rheinbrücke, mit Bedeckung in Boche aufgeführt; die Anlandungsbrücken der Kölner-, Düsseldorf- und Niederländer Dampfschiffahrts-Gesellschaft, die sämmtlich nicht abgedeckt sind, und bei der wieder eintretenden milden Witterung an ihren Bestimmungsort wieder aufgefahren werden können.

Seit der Eröffnung des hiesigen Hafens war noch keine solche Masse von Masten und Wimpeln zu schauen, wie in diesem Jahre. Der Verkehr im Hafen hat in der letzteren Zeit eine Bedeutung gewonnen, wie es nie vorher der Fall war, wozu hauptsächlich die beiden Dampfschleppboote der hiesigen Schiffahrts-Gesellschaft das meiste beitragen. Wirklich wird noch an 4 Krähen täglich ausgeladen, wodurch unserer Eisenbahn eine Masse Güter zugebracht wird.

Auf dem Quai des Hafens liegt noch eine große Quantität Eisenschienen für unsere Bahn und wirklich wird noch eine ganze Schiffsladung gelichtet. Dieser Schienen-Vorrath wird allmählig durch die Eisenbahn ins Oberland befördert. (M. J.)

— In Schlessien scheinen nicht bloß die Leineweber in Noth zu seyn, sondern auch andere Handwerker. In der Stadt Breslau hat von 700 Schneidermeistern kaum der fünfte Theil Arbeit und von 400 Tischlermeistern finden kaum 160 Beschäftigung. Ein ähnliches Verhältniß waltet auch bei andern Gewerben ob.

— In Böhmen tritt die böse Rinderpest (Röserrüde) gelinder auf und man hofft ihrer weiteren Verbreitung ein Ziel zu setzen. Die Absperrung hat bis jetzt am meisten geholfen. Man findet an den verendeten Thieren dieselben Erscheinungen, die sich an den Körpern der am Epphus gestorbenen Menschen finden.

— In Dresden hat man eine Halschmüngerbande, die aus lauter Schloffer- und Gärtlergefellen bestand, aufgehoben. Sie

prägten nicht nur Hänf- und Zehngroschenstücke, sondern auch Thaler und hatten schon eine ziemliche Anzahl unter die Leute gebracht.

— Im Kanton Luzern sind in Folge der Einführung der Jesuiten Unruhen ausgebrochen, die einen sehr ernsten Charakter anzunehmen scheinen. Schon marschiren Freikorps aus den Kantonen Bern, Aarau und Basellandschaft den Luzernern zu Hülfe.

— Bald wird man auf der Eisenbahn von Berlin bis Köln in einem Zug fahren können. Die Bahn erhält 42 Stationen und beträgt 93 1/4 Meilen, nämlich von Berlin bis Hannover 48 1/4 Meilen, von da bis Deuz oder Köln 44 1/2 Meilen.

— Die Hamburger wollen nichts von einem Mäßigkeitsverein wissen; sie haben so eben ein großartiges Hotel den europäischen Weintrinkern eröffnet. Man kam dabei ganz wieder in die alte Zeit der Böpfe zurück.

— Die Universität Bonn zählt in diesem Wintersemester 671 Studenten, worunter sich 4 Prinzen aus souveränen und fürstlichen Häusern befinden.

— Die Maler in Berlin haben beschlossen, eine Weihnachtsausstellung zu veranstalten und dazu Heiligenbilder nach Albrecht Dürer gewählt, die transparent aufgestellt werden sollen. Der Ertrag ist für die Armen bestimmt.

— Mit der hundertjährigen Geburtstagsfeier Pestalozzi's brauchen die Herren Schullehrer nicht so zu eilen und können ihre Gedichte und Compositionen mit aller Muße ausarbeiten. Er ist wohl am 12. Januar geboren, aber nicht im Jahr 1745, sondern erst ein Jahr später wie ein Taufzeugniß von Großmünster bei Zürich, seinem Geburtsort, ausweist, das Ischolle in diesen Tagen nach Frankfurt schickte.

— Der Mönch Baptist vom Berge Carmel in Palästina hat wie in Bayern auch in England gute Geschäfte gemacht. Er hat daselbst zum Aufbau seines Klosters 20,000 Thlr. gesammelt. Der König von Sachsen hat ihm gleichfalls einen ansehnlichen Beitrag gegeben. Er hofft auch in Berlin nicht leer auszugehen, wo er bereits dem König und der Königin vorgestellt wurde.

— In Catalonien wird die Entwaffnung des Volks mit großer Strenge durchgeführt. Narvaez bietet Alles auf, um seine Schreckensherrschaft zu behaupten und sich Geld zu machen, um im Nothfall nicht wie ein Zigeuner leben zu müssen, wie er es schon erfahren hat.

— An dem Festball, den der General Narvaez in seinem Palaste zu Madrid gab, nahmen 1500 Personen Theil. Das Innere glich einem Zaubertempel und überall nahm man einen königlichen Luxus wahr. Alle fünf Schritte standen außen am Palast und die Treppe hinauf Cuirassiere in glänzender Waffenrüstung, um den Zudrang des Volkes abzuhalten. Die Königin, ihre Mutter und Schwester tanzten viel und blieben bis Morgens 4 Uhr. Zu guter Letzt wurde die Polka getanzt.

— In Petersburg ist die Schlittenbahn im vollen Gange, die Newa ist eingefroren und man hat seit dem 18. Nov. täglich 10 Grad Kälte. Auch in München ist viel Schnee gefallen und man holt die Schlitten hervor.

— Der Kaiser von Rußland hat sich die Theilnahme preussischer Offiziere an dem Escheressenkrieg bestimmt verboten und will auch mit dem deutschen Zollverein nichts zu thun haben.

— Die neue Verschwörung in Polen ist vor der Hand abgethan, und eine große Zahl Theilnehmer sind schon auf dem Weg nach Sibirien, woher sie schwerlich zurückkommen werden; darunter

sind 4 Juristen, die auf Lebenszeit in die Bergwerke verurtheilt sind. Unter den Bauern in Polen soll große Unzufriedenheit herrschen, noch mehr aber unter dem Adel und den Geistlichen.

— Bei der Untersuchung wegen eines Anfalls auf den Polizei-Meister in Warschau wird mit russischer Strenge verfahren. Wer nicht gesteht, bekommt nichts als scharfgesalzene Speisen, Färinge und dergleichen, aber nie einen Tropfen Wasser. Wer gesteht, bekommt vorläufig 1000 Kantschu-Diebe, hält er sie, wie die Weissen, lebendig nicht aus, so bekommt die Leiche doch die voll-Zahl der Diebe. Die Angehörigen müssen zusehen. So melden frankfurter Blätter.

— Die Trauung des Herzogs von Amale mit der Prinzessin von Salerno hat am 25. November in Neapel aufs feierlichste stattgefunden. Die Abreise des Brautpaares war am den 2. Dez. festgesetzt.

— Nothstand in Paris. Der Revue de Paris zufolge ist beim Eintritt des diesjährigen Winters der Nothstand der ärmeren Klassen der Hauptstadt größer, als er sonst um diese Jahreszeit zu seyn pflegt. Die Zurückforderung zahlreicher bei der Sparlasse niedergelegt gewesener Summen, der Zustand der Hospitäler, die von Kranken überfüllt sind, die außerordentliche Zahl von Kindern, Frauen und Arbeitern ohne Beschäftigung, welche bettelnd auf den Straßen sich umhertreiben, ungeachtet der Polizei-Vorschriften gegen die Bettelerei. Alles deutet darauf hin, daß man, je mehr sich der Winter nähert und je strenger die Kälte wird, auf ein in dieser Weise noch nicht dagewesenes Elend sich gefaßt machen müsse. Die Revue de Paris versichert fogar, es sey durch einen Arzt, den Doktor Maucin, ein Fall konstatiert worden, wonach ein Greis im wahren Sinne des Wortes auf dem Punkte war, vor Hunger zu sterben, und nur dadurch gerettet wurde, daß man ihn sofort von der Straße, wo er umgefallen war, nach einem Hospitale brachte.

— Feuilleton-Literatur. Ueber das Umsichgreifen derselben melden Berichterstatter aus Paris: So wie die Presse Herrn Alex. Dumas ausschließlich für ihr Feuilleton, und zwar mit 60,000 Fr. für 24 Bände jährlich, engagirt hat, so hat sie auch für 80,000 Fr. baar und eine Leibrente von 4000 Fr. die Mémoires d'outre tombe des Herrn v. Chateaubriand gekauft, die jedoch erst nach seinem Tode erscheinen werden. Chateaubriand's ziemlich zerrüttete Vermögensverhältnisse zwangen ihn zu diesem Handel, der seinem Nimbus großen Eintrag thut. Thier's Geschichte des Kaiserreichs soll nun ganz im Feuilleton des Constitutionnel erscheinen; die Unterhandlungen deshalb sind im Gange. Die Revue de Paris ist jedoch der Ansicht, daß Herr Thiers allezeit eine zu entschiedene Abneigung gegen diesen Detailhandel in der Literatur gehabt, als daß er sich jetzt sollte entschließen können, in diesem Geschäft mit Herrn Sue zu konkurriren. Der Courrier français hat Herrn Victor Hugo die Hälfte des Eigenthums der Zeitung angeboten, wenn er dem Feuilleton dieses Blattes seinen neuen Roman „Quinquengrogne“ und seine literarische Thätigkeit zuwenden wolle. Der ganze französische Journalismus ist auf einer wahnstänigen Parforcejagd nach berühmten Feuilleton-Schriftstellern begriffen.

— Vor einigen Tagen trug sich in Paris ein tragi-komisches Ereigniß zu. Auf einer der Brücken, welche über die Seine führen,

stand ein Mann an das Geländer gelehnt; er hatte ein Kind auf dem Arm, das er fortwährend zankte und ihm mit rauhen Worten Schweigen gebot: Kannst du nicht endlich einmal das Maul halten, nichtswürdiger Nacker, willst du gleich still seyn, oder ich werf dich in's Wasser! Nein, nein, lieber Vater, schrie das Kind, ich will ja ruhig seyn, — schrie aber nichts desto weniger, aus Angst, noch viel ärger, als zuvor.

Die Vorübergehenden, denen ähnliche Auftritte wohl auch schon zu Hause vorgekommen seyn mochten, schenkten natürlich der „kleinen Familienscene“ keine große Aufmerksamkeit, bis sie auf einmal einen herzzerreißenden Schrei hörten, und das arme Kind in's Wasser fliegen sahen.

Natürlich stürzte Alles auf den entmenschten Vater, der indes zum allgemeinen Entsetzen den gerechten Ausbrüchen der Volkswuth mit einer ganz vergänglichlichen Miene und einem schallenden Gelächter entgegenkam, in welches, kurz darauf, alle Anwesende mit einstimmten. Denn nachdem einige Schiffer mit unsäglicher Mühe das arme Kind aufgefischt hatten, fand es sich, daß das Opfer — eine Puppe und der erbooste Vater — ein Bauchpredner war.

— Die „Morning Post“ spricht von einem sonderbaren Aberglauben, welcher seit mehreren Jahrhunderten auf der Insel Wight herrscht: Man glaubt dort allgemein, die Krone Englands verliere alle Rechte auf den Besitz der Insel, wenn der regierende Souverän dort übernachtet. Der König Georg IV. hat, ohne es zu wollen, diesen Aberglauben dadurch bekräftigt, daß er bei seinen wiederholten Besuchen bei dem Baumeister des Schlosses East-Cowes, jedesmal Abends an Bord seiner in der Bai vor Anker liegenden Yacht zurückkehrte und dort übernachtete. Nach seiner Thronbesteigung besuchte er öfter das königliche Schloß „Manor-House“, brachte aber nie eine Nacht darin zu. Jenes Vorurtheil ist also bei den Einwohnern der Insel Wight so tief eingewurzelt, daß manche derselben überzeugt sind, die Königin Victoria, welche sich seit Kurzem auf der Insel befindet, übernachtete am Bord der königlichen Yacht, und nicht im Schlosse, aber man steht in dem Wahne, es werde ein Geheimniß daraus gemacht.

### Logogryph.

Ich habe heut ein Wort gefunden,  
In dem viel Andre sind gebunden:  
Siegel und Seile,  
Segel und Siege,  
Eise und Eisp,  
Begel und Eis,  
Spiele und See,  
Egel und Igel,  
Peel und Egle,  
Eile und Peel: —

Und ist es der Minister nicht,  
Doch steht es oft im Glanze  
Von Angesicht zu Angesicht,  
Errathet ihr das Ganze:  
Es läßt sich gar nicht rühren,  
Doch kann es dich verführen,  
Daß dir dein Ich zu sehr gefällt,  
Dem Spott der Deinen bloß dich stellt;  
Sie sagen: Eile Gispel!  
Daß man dich nicht für einen Narren hält!